

Michael Obert: «Beim Reisen verstreicht die Zeit langsamer und fühlt sich intensiver an.»

Wenn er vor 20 Jahren nicht seinen gut bezahlten Managerjob gegen den Rucksack getauscht hätte, wäre die deutschsprachige Reiseliteratur um einige lesenswerte Bücher und Reportagen ärmer. Michael Obert, Journalist und Buchautor, reist abseits der ausgetretenen Pfade und verweilt gerne, damit überraschende Begegnungen möglich werden. Wie ist er zum Schreiben gekommen, warum reiste er für sein letztes Buch auf der Suche nach einem alten Mann quer durch den Balkan, und was hat ein Vulkanausbruch in Mexiko damit zu tun?

Das Gespräch führte Edith Daibel

Was bedeutet Reisen für dich?

Für mich ist das Reisen eine Droge, die rauschartige Zustände erzeugt, in denen ich mich treiben lasse – einen Fluss hinunter, auf einer Landstrasse, auf einem Bergpfad. Aber die Droge wirkt keineswegs konstant spannend. Es ist alles dabei: Glücksgefühle, Erschöpfung, Hektik, Angst... als Reisender setze ich mich dem Fremden aus und warte ab, was passiert. Vor allem mit mir. Unterwegs häute ich mich und entdecke mich ständig neu.

Du bist sieben Monate dem Niger, dem drittgrössten Fluss Afrikas gefolgt – von der Quelle im Regenwald Guineas bis zur Mündung im Golf von Benin. Was interessierte dich mehr: der Fluss oder der Mensch?

Am Anfang stand der Fluss, mein Fluss, der Rhein. Ich bin an seinen Ufern aufgewachsen, habe als Junge den Frachtschiffen nachgeschaut, mich an Bord geträumt und fantastische Reisen unternommen. Der Fluss hat mich zum Reisenden gemacht: Mississippi, Amazonas, Río de la Plata, Paraná, Mekong, Nil, Sambesi, zuletzt der Niger. Dann unterwegs, steht die Begegnung mit den Menschen immer im Zentrum: ein afrikanischer Heiler in der Nähe von Timbuktu; die Einladung zum Tee bei einem Emir in Nigeria; verliebte Pärchen, die sich im Iran am Grab eines Dichters treffen, um seine Hilfe zu erbitten; buddhistische Mönche im Himalaja; die letzten Siedler Patagoniens; die Krokodilmenschen in Papua Neuguinea...

Erzähl mehr über eine solche Begegnung.

Gar nicht einfach, aus der Fülle eine bestimmte herauszuheben... (überlegt) Im Norden des Sudans, in einem namenlosen Dorf, halte ich an und steige aus dem Auto. Die Staubwolke verflüchtigt sich, ein Mann steht da, nimmt meine Tasche aus dem Kofferraum und geht ruhig davon. Ohne ein Wort. Mir bleibt nichts anderes übrig, als ihm nachzulaufen. Wo lockt er mich hin? Soll ich überfallen, ausgeraubt werden? Der Mann verschwindet in einem Gehöft, betritt ein Haus und stellt meine Tasche neben einem Bett ab. Wenig später kehrt er mit einer Schüssel Reis und Gemüse zurück. Wir essen mit der Hand aus der gleichen Schüssel. Keiner spricht die Sprache des anderen, wir schweigen. Wie alte Freunde, die keiner Worte bedürfen.



nicht so fremd ist. Einer der Schlüssel hierzu ist Zeit. Der Reisende ist unterwegs, aber er muss auch bleiben, verweilen, eintauchen, um so etwas wie einen «gemeinsamen menschlichen Nenner» ergründen zu können. Nehmen wir Länder wie Sudan, Afghanistan, Irak. Die Massenmedien berichten darüber meist nur, wenn sich dort Katastrophen ereignen. Entsprechend assoziieren wir diese Regionen mit Elend, Hunger, Terrorismus, Chaos, Krieg. Bei all den Selbstmordattentaten und Raketeneinschlägen könnte man fast

Unterwegs häute ich mich und entdecke mich ständig neu.

Am nächsten Morgen bringt mir der Mann frisch gebackenes Brot und Tee ans Bett. Eine Bezahlung lehnt er ab. Als wir uns zum Abschied umarmen, weiss ich nicht mehr von ihm als seinen Namen: Nuri.

Was genau fasziniert dich an den Menschen?

Zuerst sind es immer die Unterschiede, die einen anspringen. Es dauert eine Weile, bis dahinter die Gemeinsamkeiten aufscheinen und damit die Einsicht, dass das Fremde oft gar

vergessen, dass dort auch ganz normale Menschen leben: Mütter, Väter, Geschwister, Söhne und Töchter; Bauern, Bäcker, Fischer, Fleischer, Apotheker, Beamte, Lehrer. Menschen mit ihren Problemen, sicher, aber eben auch mit ihren Freuden, Hoffnungen, Träumen – Menschen wie wir. Bei meinen Reisen geht es vor allem darum, diesen Menschen zu begegnen: in ihrem Alltag, ihrer gelebten Normalität. Ich will mit diesen Menschen –



An den Rändern der Welt. Michael Obert unterwegs am Sepik-River in Papua Neuguinea (linke Seite), im Norden der Elfenbeinküste (oben), auf dem Fluss Niger (unten) und im Pamir-Gebirge in Zentralasien (ganz unten).

den sie in den zerklüfteten Bergen eine Million Menschen. Die lebten völlig isoliert von der Aussenwelt. Ihre Werkzeuge waren aus

und durch das Schreiben anschliessend mit meinen Leserinnen und Lesern – neben ihrem täglichen Kampf auch ihre Lichtblicke und ihr Lachen teilen, ihre Würde, ihr Menschsein.

Du warst auch in Randregionen der Welt unterwegs: in Patagonien, in Timbuktu, in Bhutan. Eignen sich solche «Lost spots» zum Verweilen?

Jeder Ort eignet sich zum Verweilen. Es hat immer etwas mit der Verfügbarkeit von Zeit zu tun. Im geschäftigen Westen ist Zeit ein Luxus. In Situationen, die uns aus unserem üblichen Umfeld lösen, scheint es deshalb oft einfacher, zu verweilen. Ich glaube aber nicht, dass dabei die Je-ferner-desto-besser-Formel greift. Mein vorletztes Buch beschreibt eine Reise in 25 Stationen entlang den Rändern der Welt, darunter auch politische Ränder wie Iran, Sudan, Afghanistan, wo mein Interesse vor allem den Verhältnissen vor Ort gilt. Da geht es oft hektisch zu und her, und manchmal wird geschossen. Überhaupt bekommt der Begriff Zeit auf Reisen eine andere Dimension. Nirgendwo wurde mir das bewusster als in Papua Neuguinea. Dort machten sich 1932 die australischen Goldsucher Mick und Danny Leahy von der Küste ins Landesinnere auf. Statt Gold fan-



Knochen, Holz und Stein. Sie kannten kein Rad und lebten in vieler Hinsicht noch so wie Mitteleuropäer vor siebentausend Jahren. Die Enkelkinder jener Menschen, die die ersten Weissen für Ahnengeister hielten, zeigten mir, wie sie sich Klingeltöne für ihre Handys aus dem Internet herunterluden.

Ein gewaltiger Zeitsprung.

Unfassbar, ja. Im Hochland von Papua Neuguinea traf ich den alten Chief Pupune. Er trug an einer Schnur um den Hals eine Steinscheibe mit sieben Löchern. In einem steckte ein Hölzchen. Chief Pupune erzählte mir, wie er die Scheibe als kleiner Junge von einem weissen Missionar erhalten hatte, der ihm auftrag, das Hölzchen jeden Morgen von einem Loch ins nächste zu stecken. Wenn es oben ankam, wusste der kleine Pupune, dass es Sonntag war und er zur Kirche gehen musste, um zu beten. Als ich ihn traf, folgte er nach siebzig Jahren noch immer gewissenhaft diesem täglichen Ritual.

Was fällt dir spontan zum Thema Eile ein?

Warten macht mehr Spass.



Ist das Verweilen seit der Erfindung der Uhr schwieriger geworden? Auch für den Reisenden?

Nicht unbedingt. Chief Pupunēs Steinscheibe ist ein Symbol für die Wiederholung, die im Inneren der Zeit wohnt, die Wiederholung der Sekunden, Minuten, Stunden, die Wiederholung der Sonnenaufgänge und -untergänge, die Wiederholung der Jahreszeiten – und so weiter. Das Reisen setzt die Bindung an einen bestimmten Ort ausser Kraft und schwächt damit das Gefühl zeitlicher Wiederholung. Das Unterwegssein verformt die Zeit und verwandelt ihre Kreisläufe in Spiralen, wodurch die Zeit des Reisenden langsamer verstreicht und sich intensiver anfühlt. Diese Erfahrung gehört für mich zu den grössten Belohnungen des Umherschweifens.

Du hast Betriebswirtschaft studiert, als Manager gearbeitet, zuletzt in Paris. Dann hast du deinem Leben eine völlig neue Richtung gegeben. Wie kam es dazu?

Damals war ich Mitte zwanzig, verdiente in Paris ein masslos überzogenes Gehalt und sah einer vielversprechenden Managementkarriere in der sogenannten «freien» Wirtschaft entgegen. Aber mir gefiel der Job nicht, dieses ganze Konzern- und Büroleben. Grauenhaft. Ich erinnere mich genau, wie ich mich an meine Schreibmaschine setzte und die Kündigung tippte. Ein Gewicht fiel von mir ab. Ich packte meinen Rucksack, flog nach Guatemala und ahnte nicht, dass meine Reise zwei Jahre dauern, dass sie mich kreuz und quer durch Mittel- und Südamerika bis hinunter nach Feuerland führen würde, in ein neues Leben.

Was unterscheidet ein Reisender und Schreiber von einem Manager?

Ein Manager mag noch so erfolgreich sein, das begehrteste Luxusgut kann er sich auch mit dem astronomischsten Einkommen nicht kaufen: Zeit. Er arbeitet stets daran, Zeit zu gewinnen. Und je härter er arbeitet, desto feinkörniger zerrinnt sie ihm zwischen den Fingern. Dabei sehnt sich der Manager eigentlich danach, alles hinter sich zu lassen, aufzubrechen, in den Tag hinein zu leben, einfach nur auf das Meer hinauszusehen, zu atmen, zu sein. Auch wenn er gelernt hat, es zu bestreiten und das Gegenteil zu behaupten: Der Manager ist ein Träumer. Der Reisende ebenfalls. Nur dass der sich die Zeit nimmt, seine Träume zu leben.

Dein neues Buch «Chatwins Guru und ich» hat seine Wurzeln auf dieser ersten grossen Reise.



Auf meinem Weg von Mexiko nach Feuerland tauschte ich mit einem anderen Rucksackreisenden meine beiden Graham Greene-Bücher gegen zwei englische eines mir unbekanntem Autors. In meiner Hängematte am Ufer des Atilán-Sees in Guatemala versetzte mich der Autor mühelos auf einen Lastkahn auf dem winterlichen Rhein bei Köln, in die Wälder und Auen des ungarischen Tieflands, zu den Wölfen Transsilvaniens. Im Dezember 1933 hatte er als Achtehnjähriger England auf einem Dampfschiff verlassen, weil er Tapetenwechsel brauchte, und war zu Fuss quer durch Europa gewandert – von Rotterdam nach Konstantinopel, das heutige Istanbul.

Während ich seine Beschreibungen verschlang, beschleunigte sich mein Puls. Ich war damals nur wenige Jahre älter als er zum Zeitpunkt seines Aufbruchs und hatte ebenfalls gerade mit einem staubtrockenen Leben Schluss gemacht, selbst jedoch nie ein poetischeres Wort zu Papier gebracht als «Gewinn- und Verlustrechnung».

Wie hiess denn der Mann, der dir mit seiner Sprache eine neue Welt eröffnete?

Es war der Brite Patrick Leigh Fermor. Er war das Vorbild einer ganzen Generation angloamerikanischer Reiseschriftsteller, allen voran Bruce Chatwin.

Wieso haben gerade Fermors Zeilen diese Bewunderung in dir ausgelöst?

Es waren die richtigen Zeilen zum richtigen Zeitpunkt. Im Klang seiner klaren, von einer Poesie der Strasse durchdrungenen Sprache eröffnete sich mir eine mögliche, persönliche Zukunft, wie ich sie mir in den ersten Wochen meiner Lateinamerikareise nicht vorzustellen wagte. Dass ich ein Reisender wurde und anfang zu schreiben, verdanke ich seinen beiden Büchern.

Zufall oder Vorsehung, dass dir die Bücher in die Hände fielen?

Auf diesem Planeten gibt es Millionen von Büchern, denen man auf fünfhundert Millionen Quadratkilometern jederzeit begegnen kann, ohne dass man auch nur einen weiteren Gedanken daran verschwendet. Die Welt ist voller Zufälle, die eigentlich keine Zufälle sind. Man darf einfach nicht nach Ursachen und Erklärungen suchen. Irgendwo, ich glaube in «Die Pest», schreibt Camus – selbst ein Herumtreiber –, der Zufall gehöre niemandem. Und was einem nicht gehört, sollte man besser nicht für sich in Anspruch nehmen.

Hast du auf dieser Reise mit dem Schreiben begonnen?

Unterwegs begann ich, mein Tagebuch mit ziemlich wirrem Zeug zu füllen. Als ich zurückkam, bastelte ich aus einzelnen Fragmenten meine ersten Artikel, versah sie mit Fotos und schickte sie unverlangt an Zeitungen. Von den meisten hörte ich nie etwas, manche kamen mit Kommentaren wie «Schulaufsätze drucken wir nicht» zurück. Einige wenige wurden jedoch veröffentlicht. So bin ich Journalist und später Buchautor geworden.

Hast du Fermor nach der Reise wieder vergessen?

Er hat meinen Stein ins Rollen gebracht. Den Weg musste ich aber selber finden. Obwohl ich schon bald vom Schreiben leben konnte, habe ich nie wieder an ihn und die Bücher gedacht. Aber seine Art, durch die Welt zu gehen, die Welt zu sehen und zu beschreiben, hat unbewusst weiterhin einen grossen Einfluss auf mich und meine Arbeit ausgeübt.

Dann hast du dich plötzlich wieder an Patrick Leigh Fermor erinnert. Was ist passiert?

Ich wurde vor zwei Jahren bei einem Vulkanausbruch in Mexiko verschüttet. Ich weiss nicht, wie viele Stunden ich im Bauch des Popocatepetl auf viertausend Meter Höhe eingeschlossen war. Zuerst denkt man fieberhaft nach, versucht alles, um herauszukommen; dann lässt die Kraft allmählich nach, die Gedanken setzen aus, man wartet. Es ist eine furchtbare Situation. Diese Machtlosigkeit. Ich hatte grosses Glück und konnte mich schliesslich befreien. Aber danach lag ein Schatten auf meinem Unterwegssein. Damals fing das mit meinen Augen an.

Was war denn mit deinen Augen?

Zuerst sah ich leichte Doppelbilder, dann einen hellen Kranz um Autolichter und Lampen, und schliesslich verschwamm immer häufiger mein Blick. Ich habe versucht, es zu ignorieren. Aber das war nicht gerade einfach. Ich konnte nicht wegsehen. Es waren nun mal meine Augen. Die Schübe traten ganz plötzlich auf und liessen mich vor allem in der Ferne kaum etwas erkennen. Wenn es schlimm wurde, konnte ich nicht einmal mehr die grossen Lettern der Abfluganzeigen auf Flughäfen entziffern. Irgendwann verschwanden die Beschwerden, um dann auf dieselbe geheimnisvolle Weise wieder aufzutreten. Und immer hinterliessen sie diese Angst. Angst vor Blindheit. Vor einem Hirntumor. Auch wenn die Ärzte nichts fanden. Sie behaupteten meine Augen seien gesund.



Das Fremde ist gar nicht so fremd. Für Michael Obert stehen Begegnungen im Zentrum. So etwa in Papua Neuguinea (linke Seite oben), auf dem Jahrmarkt in Indien (links Mitte), auf einem Markt in Afghanistan (links unten) und beim Gespräch im Sudan (oben).

nem Bett in Berlin aufgeschreckt und wusste, dass ich aufbrechen musste. Ich habe gepackt und bin los.

Hast du Antwort auf deine Fragen erhalten?

Die Reise selbst hat sie mir gegeben. Als ich nach sechs Wochen den Balkan durchquert hatte und den Südzügel Griechenlands erreichte, gab es nichts mehr, was ich Fermor hätte fragen müssen.

Eines nachts bin ich aufgeschreckt und wusste, dass ich aufbrechen musste.

Was hatte Fermor damit zu tun?

Wenn man lange genug über etwas nachdenkt, erinnert man sich früher oder später daran, wie es begonnen hat. Mit Fermor hat alles richtig angefangen. Als Reisender hat er ein ähnliches Leben geführt wie ich. Nur dass er ein halbes Jahrhundert älter war. Ich glaube, ich bildete mir ein, ich könnte die Zweifel an meinem rastlosen Dasein entkräften, indem ich mir von dem alten Weisen die passenden Ratschläge einflüstern liess. Ich wünschte mir Klarheit. Ich brauchte jemanden, der mich ermutigte und mir versicherte, dass mein Umherschweifen keine verschwendete Lebenszeit war. Ich brauchte Absolution, um von vorn zu beginnen. Und wer wäre besser geeignet gewesen, mir diese Absolution zu erteilen, als der älteste lebende und schreibende Vagabund auf unserem Planeten.

Du hast dich auf die Suche nach ihm gemacht?

Ich fand heraus, dass er – über Neunzigjährig – auf dem südlichen Peloponnes in Griechenland lebt. Eines nachts bin ich in mei-

Wie sieht die Antwort aus?

Meinem Fluss folgen, meiner Strasse. In Bewegung bleiben.

Hast du Fermor gefunden?

Nnn!

Was bedeutet das?

Nicht Ja, nicht Nein. Es ist japanisch, glaube ich, und will sagen: Stell die Frage nicht.

Welches waren die wichtigsten Momente dieser Reise?

Es fällt mir schwer, aus der Vielzahl einzelne herauszuheben (denkt nach). Meine Reise begann im ICE und wurde immer langsamer: Regionalzüge, Bummelzüge, Busse, Sammeltaxis; ich hielt Lastwagen an, fuhr auf Flussschiffen, auf dem Rücksitz eines Mopeds, mit einer Eselkarre – und durchquerte den albanischen Nordosten schliesslich zu Fuss.

In Serbien erzählten mir Bogdan und Anica, zwei Jurastudenten, ihre Kriegserlebnisse. In Rumänien begab ich mich mit einem jungen Beamten auf die Suche nach den Überresten eines Dorfes, das Fermor viel bedeutet hatte und das heute auf dem Grund eines Stausees

liegt. Im mazedonischen Ohrid, dem Jerusalem des Balkans, wohnte ich beim alten Zoran, der mich mit seinem selbstgebrannten Schnaps verwöhnte und mir Volkslieder auf seinem Akkordeon vorspielte.

Im ungarischen Esztergom ist eine irre Sache passiert: Ich traf eine Frau, deren Vater 1934 ein Stück mit Fermor gegangen war! Als Kind hatte man der kleinen Teresa ständig von diesem Verrückten erzählt, der zu Fuss nach Konstantinopel wanderte, während die Welt auf den Krieg zusteuerte.

«Chatwins Guru und ich» ist ein sehr persönliches Buch. Wie schwer fiel es dir, deine Geschichte mit den Lesern zu teilen?

Ich bin fest davon überzeugt, dass man nicht aus allem etwas machen muss. So habe ich es mit meinen Erlebnissen immer gehalten. Über manche schreibe ich, über andere nicht. Als ich vom Balkan zurückkam, sah ich in dieser Reise einen ganz persönlichen Schatz. Ich trug ihn fast ein Jahr mit mir herum, bis mir klar wurde, wie kostbar er auch für andere Menschen sein könnte, Menschen, denen der Mut fehlt, etwas in Angriff zu nehmen, eine Last abzuwerfen, sich zu verändern, frei zu sein.

Das Buch beschreibt meine bisher wichtigste Passage, eine persönliche Pilgerreise, die mich quer durch den Balkan geführt hat. Zuerst als Getriebener, doch am Ende wurde ich mit einer grossen Klarheit belohnt.

Jetzt wo sich der Kreis nach fast zwanzig Jahren geschlossen hat: beginnt nun dein drittes Leben?

Irgendwie verlaufen meine Reisen tatsächlich kreisförmig. Ich kehre fortwährend zu einem Ausgangspunkt zurück, so als träte ich stets von Neuem in eine Spirale ein, um dort von vorn zu beginnen. Ich gehe zur Mitte und zurück, wieder und wieder – und auf diese Weise enthält jeder neue Weg Anteile der vorangegangenen. Ein drittes Leben? Ich hoffe nicht, denn ich mag mein Leben, wie es ist.

michael@obert.de



«Die Ränder der Welt»

Patagonien, Timbuktu, Bhutan & Co.

Piper-Verlag, CHF 22.90
ISBN 978-3-49240-371-9

«Chatwins Guru und ich»

Meine Suche nach Patrick Leigh Fermor

Malik Verlag, CHF 34.90
ISBN 978-3-89029-371-4



Weitere Infos über Michael Obert:

www.obert.de

www.facebook.com/obert.michael